

PRÄSIDENTSCHAFTSWAHLEN IN DEN USA

Mit Geld und Gottes Wort



Der Weg ins Weiße Haus ist beschwerlich und teuer. Wer Präsident der USA werden will, muss sich schon jetzt abmühen. Die woxx stellt die wichtigsten Kandidaten vor.

Ein Berater der Demokraten, James Carville, prophezeit, es werde "die Mutter aller Wahlkämpfe". George W. Bush darf nach zwei Amtsperioden nicht mehr kandidieren, und Vizepräsident Dick Cheney will nicht. Die Vorwahlen, bei denen die Demokraten (Wappentier: Elefant) und Republikaner (Wappentier: Pferd) ihren Kandidaten bestimmen, beginnen Anfang 2008. Der Wahlkampf ist jedoch bereits im Gange.

Denn wer Präsident der USA werden will, benötigt zunächst einmal Geld, viel Geld. Das stellt die Partei den potenziellen Kandidaten nicht zur Verfügung. Deshalb müssen Berater verpflichtet, Netzwerke aufgebaut, potenzielle Spender gewonnen und Wahlkampfmannschaften in den einzelnen Bundesstaaten zusammengestellt werden. Das muss bis zum Sommer 2007 erledigt sein, und wer dann noch nicht 50 Millionen Dollar eingesammelt hat, gilt als chancenlos. Der Gewinner der Vorwahlen benötigt später noch einmal die fünffache Summe für den Kampf um die Präsidentschaft.

Ohne gute Kontakte zur Geschäftswelt wird niemand Präsident. Doch die Nähe zum Kapital genügt nicht. Da es keine Parteiprogramme gibt, können die Kandidaten sich auch

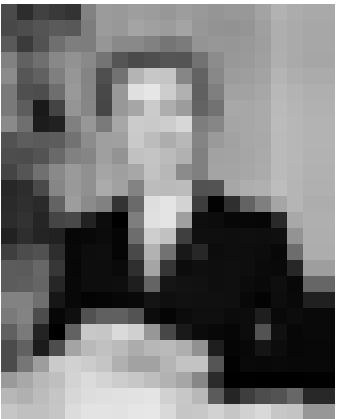
nicht auf sie berufen. Sie müssen ein individuelles Profil vorzeigen. Mehr als 90 Prozent der US-Amerikaner geben an, an Gott zu glauben. Die meisten erwarten das auch von ihrem Präsidenten, die Kandidaten werden auf ihre Nähe zu Gott überprüft, die ein wichtiger Maßstab ihrer Glaubwürdigkeit ist.

Allerdings gibt es auch Wähler, die die Frömmerei satt haben. Wichtig ist daher, bei der Religion wie bei anderen Themen, eine möglichst populäre Mischung von Aussagen, die viele Wählergruppen anspricht. Damit die Botschaft die Wähler auch erreicht, muss jeder Kandidat sich ein Image zulegen und im Fernsehen eine gute Figur machen.

Doch sogar Favoriten, die alles richtig gemacht haben, müssen mit Überraschungen rechnen. Denn nicht die Parteibürokraten, sondern interessierte Bürger entscheiden die Vorwahlen. In der Regel stimmen die Anhänger der jeweiligen Partei ab. Allerdings ist die Zugehörigkeit nicht fest geregelt, die Bürger können am Tag der Vorwahl entscheiden, bei welcher Partei sie abstimmen wollen.

So erscheint es fast symbolisch, dass eine der ersten Vorwahlen im Glücksspielstaat Nevada stattfindet. Dort und in drei weiteren Bundesstaa-

ten entscheidet sich im Januar 2008, wer eine Chance hat. Mit einem frühen Sieg kann ein Außenseiter sich noch den Weg ins Weiße Haus bahnen, Bill Clinton gelang das im Jahr 1992. Wer nach dem Super Tuesday, an dem in mindestens zehn Bundesstaaten Vorwahlen abgehalten werden, vorne liegt, hat es fast geschafft. Seinen Konkurrenten kann es kaum noch gelingen, genügend Delegierte für den Parteitag im Sommer zu sammeln. Die offizielle Kür des Kandidaten bei den Parteitagen ist nur noch Formsache, wichtiger ist die Show, mit der die heiße Phase des Wahlkampfes eröffnet wird. Drei Monate später, am 4. November 2008, wird dann der 44. Präsident gewählt. Oder die erste Präsidentin.



Hillary Rodham Clinton

"Wenn ich auf die Titelseiten will, muss ich nur meine Frisur ändern."

Ist Amerika reif für eine Präsidentin? Und für einen ehemaligen Präsidenten als First Gentleman? Hillary Clinton hat langjährige politische Erfahrung und kennt den Betrieb im Weißen Haus schon, dennoch repräsentiert sie den Willen, dort etwas zu ändern. Von bedingungslos gezahlten Sozialleistungen hält sie nichts,

doch sie befürwortet Reformen für mehr Chancengleichheit. Ob sie es wagt, nach ihrer Niederlage bei der Reform des Gesundheitssystems 1994 so etwas noch einmal zu versuchen, ist zweifelhaft. Sie ist für strengere Waffengesetze und gegen ein Abtreibungsverbot, insgesamt sind ihre Ansichten eher konservativ. Der republikanischen Rechten gilt sie dennoch als Verkörperung liberaler Sündhaftigkeit. Ihre Gegner können sich für einen Persönlichkeitswahlkampf aus dem reichen Schatz der Anti-Hillary-Literatur bedienen (Jonah Goldberg, "Liberal Fascism: The Totalitarian Temptation from Mussolini to Hillary Clinton" und mehr als 20 weitere Titel).

Nähe zu Gott: Clinton ist Methodistin und sagt von sich: "Ich habe immer gebetet." Bill lernte sie 1969 kennen, heiratete ihn jedoch erst sechs Jahre später. Es gilt als sicher, dass die beiden in der Zwischenzeit gesündigt haben. Nun empfiehlt sie "religiöse und moralische Werte" als Mittel gegen Teenagerschwangerschaften und bemüht sich um Kontakte zur religiösen Rechten. Konservative Christen halten sie für eine Heuchlerin.

Nähe zum Kapital: Sie verfügt über ein großes Netzwerk an Spendern und eine effiziente Wahlkampforganisation, die schon jetzt knapp neun Millionen Dollar für ihre Kasse verbuchen konnte. In der Wirtschaft erinnert man sich gerne an die hohen Wachstumsraten der neunziger Jahre, die mit dem Namen Clinton verbunden sind.

Image: Selbst viele Demokraten meinen, sie wirke kühl und abgeklärt. Emoti-

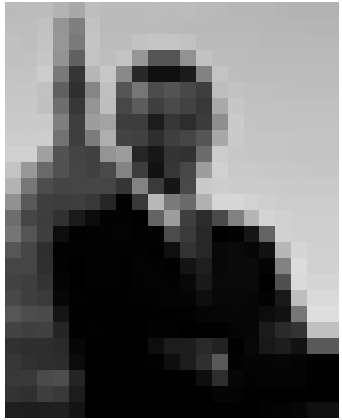
onslosigkeit und Arroganz werden ihr nachgesagt, ihre Reden wirken einschläfernd. Sie weiß sehr gut, dass eine Frau in einer Führungsrolle sich zwar als stark und kompetent präsentieren muss, jedoch nicht als zu stark, sonst erschreckt sie viele Männer und auch manche Frauen.

Größtes Plus: Sie ist eine Frau.

Größtes Handicap: Sie ist eine Frau.

Barack Hussein Obama

"Ich stehe so sehr im Rampenlicht, dass Paris Hilton neben mir wie eine Einsiedlerin wirkt."



Seine Mutter war eine Weiße, dennoch würde Obama, wenn er es schafft, als der erste afro-amerikanische Präsident gelten. Vielen Demokraten erscheint er als Retter der müde gewordenen Partei. Der einstmalige Landespolitiker aus Illinois absolvierte im Jahr 2004 einen glänzenden Auftritt auf dem Parteitag und gewann seinen Senatssitz mit 70 Prozent der Stimmen. Obwohl er noch zögert, würde es überraschen, wenn er nicht kandidieren würde. Und wenn er die Vorwahlen nicht gewinnt: Vizepräsident Obama klingt auch gut. Bei innenpolitischen Themen hat er sich noch nicht profiliert, er gehörte jedoch zu den wenigen Demokraten, die von Anfang an gegen den Irakkrieg waren. Rechten Demagogen ist allerdings schon aufgefallen, dass sein mittlerer Name dem eines gestürzten Diktators gleicht und sein Nachname sich auf den Vornamen eines gesuchten Terroristen reimt. Obamas Vater war Muslim – betet Barack womöglich heimlich zu Allah?

Nähe zu Gott: Obama gehört einer ganz normalen protestantischen Kirche an und stellt sich in die christliche Tradition der Afro-Amerikaner. Laizisten müssen nicht besorgt sein, für ihn ist Religion eine erbauliche Privatangelegenheit und kein politisches Machtinstrument.

Nähe zum Kapital: Freunde aus Hollywood und Chicago bringt er mit, doch als politisches Greenhorn muss er erst einmal auf nationaler Ebene Spender suchen. Ein kompliziertes Geschäft, für das Obama bereits einige Spitzenkampagnenberater gewinnen konnte. Er kritisiert die soziale Ungleichheit, stellt aber die herrschenden Dogmen der Wirtschaftspolitik nicht in Frage und zeigt damit, so David Sirota in "The Nation", "die seltene Fähigkeit, Charisma

William Hiscott ist freier Publizist und lebt in Berlin.

